Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 56 (1985)
Heft: 3

Artikel: Als Pädagogen müssen wir Anwälte der Hoffnung sein
Autor: Meier, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-811687

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spannungen lassen sich lösen, wenn wir zu ihnen stehen können; wenn wir unsere Emotionen, Ängste, Ambivalenzen, unseren Zorn, unsere Verunsicherung erst einmal zulassen, wenn wir unsere Schwächen zeigen lernen. Ich glaubte lange, ich müsse stark sein, dürfe mich als Vorgesetzte nicht klein und arm, gar wütend zeigen. Ich habe grösseres Verständnis gefunden, als es mir gelang, mich mitzuteilen, mich zu zeigen wie ich bin. Ich konnte auch erfahren, wie die grundsätzlichen, sachlichen Probleme ganz anders miteinander bewältigt werden, wenn es auf der Beziehungsebene klappt, wenn unsere Projektionen, Rivalitäten usw. offen zur Sprache gebracht wurden. Spannungen lassen sich auch vermindern, wenn klare Zuständigkeiten, gute Strukturen in einer engen Zusammenarbeit geschaffen sind. In dieser Hinsicht habe ich auch einiges an Widerständen in mir kennengelernt und musste einen neuen Weg finden lernen.

Was ich Ihnen hier geschildert habe, war für unsere Gemeinschaft, doch im besonderen für das Leitungsgremium und für mich ein langer, oft schmerzhafter Lernprozess. Er hat uns phasenweise an die Grenzen des Tragbaren geführt und viel Kraft zum Durchhalten gekostet. Wir hätten ihn wohl kaum durchgestanden, wenn wir uns nicht sehr viel Zeit für die Klärung aller offenen Fragen zwischen uns genommen hätten und dahinter nicht immer die Ausrichtung auf unsere letzten Beweggründe gestanden hätte, nämlich als «Gemeinschaft im Dienst der Versöhnung» diesen Weg miteinander zu gehen und zu leben. Zu dieser tieferen Sicht und meiner persönlichen Überzeugung gehört auch, dass Leiden, Trauer, Schmerzen zu einem Wachstumsprozess gehören und nichts Neues werden, nichts sich verändern, bewähren kann, ohne durch diesen Schmelzofen zu gehen.

«Es war noch immer so», las ich bei Gebser, «dass die an uns gestellten Forderungen erfüllbar waren, wenn es sich um notwendige Forderungen handelt. Wir stehen in der Bewährung, und was das Schicksal von uns fordert, entspricht stets der aufbringbaren Kraft.»

Wenn Sie mich nach meinem persönlichen Durchhalten fragen, so muss ich Ihnen sagen, dass ich es nicht geschafft hätte, wenn ich mich nur auf meine eigenen Kräfte hätte stützen können. Die besten Voraussetzungen – wie positives Denken, Glauben an die Kraft des Guten, eine starke Motivation zu ganzem Einsatz genügen nicht. Selbst eine religiöse Grundhaltung, die Gewissheit einer inneren Berufung für diese Aufgabe, ist steten Belastungen ausgesetzt und hat sich in solchen Herausforderungen zu bewähren.

Meine Erfahrungen haben mir bestätigt, dass es ein *«Mehr»* braucht, gerade wenn man sich im Dunkel, in ausweglosen Situationen befindet, mit sich selbst nicht zurecht kommt.

Dann ist es, wie ich glaube, das höchste Geschenk, wenn man sich nicht allein, nicht fallen gelassen fühlt. Und dies auf zwei Ebenen: in den Beziehungen, die uns zu Menschen verbinden und in der Beziehung zu Gott, als der eigentlichen Wirklichkeit, die in uns und allem Geschehen gegenwärtig ist, uns führt und trägt.

Ich hatte das Glück, in allen Zeiten neuer Aufbrüche, jeder Not-Zeit das starke Wirken, die Führung Gottes spürbar zu erfahren. Ich suchte mich ihr auch immer voll und ganz anzuvertrauen. Dabei verstand ich immer besser, dass mir nur das gelingen konnte, was mit seinen Plänen übereinstimmt, so letztlich von ihm gewollt ist.

Ich hatte aber auch das Glück, gerade in der jungen Generation, den Mitarbeitern, die mich am härtesten bedrängten, nach vorne stiessen und forderten, meine treuesten, ehrlichsten Mitkämpfer und Freunde zu finden. Wir begegneten einander im gemeinsamen Ringen und Mühen um Veränderung; in der Ausrichtung auf den Grund und das Gut, das zu bewahren uns allen gleichermassen anvertraut war. Das Durchstehen von Bewährungsproben hat uns nicht auseinandergebracht, sondern geeint und stärker gemacht. Es hat uns erfahren lassen, dass das, was wir Liebe nennen, in solchem Sein und Tun gegenwärtig wird.

Die Liebe ist darum die eigentliche Kraft zum Durchhalten.

Martin Meier, Bern:

Als Pädagogen müssen wir Anwälte der Hoffnung sein

Bewährung – Bewahrung; Bewährtes bewahren, Bewahrtes bewährt sich. In der Bewährung Bewahrheitetes; in der Bewahrung Gewähr bietendes. – Räsoniere ich über solche Wortspiele, so gerate ich schnell in ein Philosophieren. Dem will ich widerstehen, weil es ja darum geht, über tatsächlich Erfahrenes zu berichten. Konkret sei deshalb gefragt: wo begegne ich im Heimalltag Bewährtem, das sich bewahren lässt? Und wo findet sich Bewahrheitetes, das Bewährung erstrebt? Antworten dazu sollten sich in jedem Heim finden lassen. Ich denke an Traditionen mit Gewohnheiten, die sich über Jahre oder gar Generationen hinweg eingebürgert haben. Jedes Heim hat auch seine Perspektiven, mit denen die Zukunft bewältigend vorweggenommen wird. Schliesslich sind auch die Mitarbeiter mit ihren offenen und verdeckten Motivationen angesprochen und ebenso die Bewohner des Heimes mit ihren Erwartungen und Einstellungen. Doch vieles erscheint auf den ersten Blick unausgesprochen; wie geheim. Was bewahrt wird und Bewährung ausmacht, entspricht ganz einfach der guten Kontinuität im Alltag. Es ist der Arbeits- und der Lebensstil aller, der Betreuten und der Betreuer, im Heim. Wer darüber reden will, muss etwas aufbrechen. Ja, es muss sich ihm etwas aufbrechen. Die Offenheit dazu möchte ich gerne mit Ihnen zusammen suchen. Sie sind ja meine Kolleginnen und Kollegen, die ich um der gemeinsamen Aufgabe willen schätze.

Bei den Jugendlichen, die ich in meinem Heim zu betreuen habe, finde ich wenig Bewährung. Sie kommen schliesslich aus akuten Lebenskrisen und sind so sehr gestrandet, dass alle Beteiligten zugeben, nicht so recht zu wissen, was man tun soll. Von Bewährung ist nicht die Rede; höchstens vielleicht von einer Robustheit des nackten Lebens, wenn man sich wundert, wie Jugendliche trotz übelster Erfahrungen nicht noch mehr kaputt sind. Es ist manchmal unvorstellbar, was Kinder über Jahre hinweg an Vernachlässigung und existenzieller Bedrängnis überstehen. Die Idee der Bewahrung im Sinne eines emotional gehaltvollen, heimatlichen Rückhaltes stammt aus einer anderen Welt. Ich frage mich, wie weit die schön-geistigen Inhalte und das ethische Verklärungsstreben unserer abendländischen Kultur nur jene beflügelt, die auf der Sonnenseite stehen und sich solche Extravaganzen leisten können. In den Gedanken an meine Jugendlichen hat das Thema «Bewährung – Bewahrung» einen höhnischen Unterton. Wo das Leben nichts hergegeben hat, das zu bewahren sich lohnt, und eine Bewährung nur nach den notvollen Ansprüchen an eine sinnlos erscheinende Realitätsanpassung beurteilt wird, da kommt mir das Thema wie eine Herausforderung der Bourgeoisie vor. Wen wundert es, dass Menschen pöbelnd auf die Strassen gehen, wenn nichts als Unsinn ihr Leben bestimmt.

«Bewährung – Bewahrung» ist ein Geschenk, das alleine durch Mütter und Väter vermittelt wird. «Bewährung – Bewahrung» entsteht durch das in sich aufgenommene Vorbild. Wir brauchen Vorbilder. Sie enthalten die Summe der Eigenschaften mit den ethischen und charakterbildenden Impulsen, die wir zur Bewältigung unseres Lebens brauchen, und die uns über die erlebte Unvollkommenheit hinaus aufrufen, scheinbare Grenzen zu überschreiten, um neues Land zu betreten. Schauen Sie auf Ihr Leben zurück, so begegnen Ihnen innerlich Menschen, denen Sie viel verdanken; die Sie geprägt und geformt haben. Sie begegnen weiter Lebensinhalten, nach denen Sie sich ausrichten. Es sind Glaubenssätze, Philosophien, die Sie im Hier und Jetzt der konkreten Erfordernisse handeln lassen, und die Sie verankern im Bilde des «Noch-nicht», der erst erhofften Realität und Zukunft des Lebens. Väter und Mütter sind Persönlichkeiten, welche die Herausforderungen und Notwendigkeiten des Alltags in ihre Verantwortung nehmen, weil sie um ein sinnhaftes Ziel wissen und den Weg dahin erspüren. Wohl den Kindern, die durch die personale Identifikation mit solchen Menschen hindurch gehen dürfen, um schliesslich zu erfahren, dass diese Vorbilder stellvertretend für jene Sinngehalte stehen, die dem erwachsenen Menschen zur eigenständigen Bewährung und Bewahrung gereichen. Wehe den Kindern, die durch allzuviele Verluste ein entpersonalisiertes Dasein erfahren haben. Ohne ihre sinnweisenden Identifikationsobjekte stehen sie leer, ent-täuscht und ent-hofft vor uns. Erziehung erschöpft sich nicht alleine in der umsichtigen Aufsicht, noch in der reibungslosen Organisation des Heimes oder der vielen Modernismen fachlicher Kompetenz. Erziehung will sich in wahrhaft tiefgreifenderen Geschenken erfahrener Bewährung und Bewahrung erfüllen. Ob wir in unseren Heimen mehr aus psycho-analytischen, heilpädagogischen oder behavioristischen, repressiveren oder freiheitsliebenderen Ansätzen heraus arbeiten, ist sekundär. Grundsätzlichere Unterschiede begründen sich vielmehr aus der anthropologischen Dimension und der reiferen, in einem Lebensganzen verankerten Wirkungskraft.

Ich habe gesagt, dass mich das Thema im Gedenken an meine Jugendlichen höhnisch anmutet. Da stand letzthin ein Mädchen mit dem Fleischmesser vor mir und sagte allen Ernstes: «Ich mache mich kaputt. Ich bin ja nicht gefragt worden, ob ich leben will. Aus mir heraus kommt nur Unsinn.» Und tatsächlich steht dieses Leben für viele, die weder Heimat noch Geborgenheit kennen. Sie sind den destruktivsten Kräften des Lebens preisgegeben. Gefühle der Minderwertigkeit, der Ohnmacht und der Angst überfahren sie. Völlig dem jeweiligen Moment ausgeliefert, entbehren sie jeder Spannkraft. Kaum eine Belastung lassen sie an sich herankommen. Zu gekränkt wachen sie über der verletzten Integrität. Weil sie nur das eigene Ungeliebtsein weitergeben können, entstehen ihnen überall Konflikte, die bloss bestätigen, was sie zur Genüge wissen: «Ich bin nichts wert. Niemand liebt mich.» Beziehungslos schliessen sie sich mit den vom Leben in gleicher Weise Betrogenen zusammen. In der Horde kompensieren sie ihr Zuhause. Die Tablettenabhängigkeit überdeckt die Existenzangst und die Droge nimmt das Paradies der erlebten Hölle vorweg. Aus der Diskrepanz zwischen den mageren Voraussetzungen und den sozialen Erfordernissen entsteht eine Lebensführung voller Enttäuschungen und Missverständnisse. Liebe reduziert sich auf eine blutte Sexualität. Das Bedürfnis nach unaufgeschobener Lustbefriedigung setzt Normen, die mit vielen Realitätsbezügen kollidieren. Ein launischer Negativismus versauert das Leben. Was bleibt da zur Bewährung oder Bewahrung noch übrig! Obsiegt nicht die Ungerechtigkeit des Lebens, welche dem, der nichts hat, auch noch das Wenige nimmt, das er hat? Mich erschüttert, wieviele Menschen, die sich nach erlittenen Verlusten leidiglich zurecht rappeln, doch wieder in Überforderungen geraten, denen sie nicht standhalten. Das unüberhörbare Verlangen, «ich will es besser machen», wird zur Illusion, wenn die Schule der persönlichen Reifung zu schwer erscheint oder ein Partner hinzu kommt, der mit sich selber nicht im Reinen ist. Kommt es von ungefähr, dass wohl eine Mehrheit der durch unser Heim gegangenen Frauen aller Handhabung zum Trotz viel zu früh oder unpassend schwanger werden, als ob sie ein kleines Glück einfangen wollten, um in ihrer Besitzlosigkeit etwas Kleines für sich zu haben. Doch sobald es strampelt, sich emanzipiert und nicht mehr willfährig der Symbiose dient, wiederholen sich die immer gleichen Geschichten, die sich zwischen den Eltern und ihren Kindern so wenig unterscheiden. Was bleibt da zur Bewährung oder Bewahrung übrig?

Wie schwach ist doch die Zukunft in der Gegenwart vertreten! Müssten nicht gerade wir als Pädagogen Fürsprecher des «Noch-nicht», dessen «Was-werden-soll», Anwälte der Hoffnung sein. Wir leben in einer Zeit, die alles verdiesseitigt und neutralisiert hat. Es fehlen die Perspektiven des Guten, die uns aus der Gefangenheit unbewältigter Probleme herausführen. Grösste Macht paart sich mit grösster Leere und grösstes Können mit geringstem Wissen eines hinausreichenden Wozu. Die atomare Aufrüstung und das Waldsterben machen uns sicher in bezug auf das Schlimme. Über das Gute haben wir uns total verunsichern lassen, weil wir scheinbar je länger desto mehr nur über Schaden und Dummheit klüger werden. Es stellt sich die Frage, ob wir das destruktive Feilschen um die Rechthabereien unserer Zeit überhaupt zügeln können, ohne die Wiederherstellung eines Sinnes, einer Gesinnung für das Gute. Was in dieser Weise für die unübersehbaren Probleme unserer dekadenten Kultur

(Politik) gilt, das zeigt sich auch in unserer Alltagspädagogik. «Werde dich selbst!», das Kind fragt: «Was?» – «Stelle dich der Realität!» . . . «Wozu?» – «Nehme etwas auf dich und schränke dich ein!» . . . «Ich bin doch nicht blöd!» – Wie soll denn Bewährung oder Bewahrung werden, wenn nicht in uns, die wir scheinbar spinnen, ein Bild gesponnen ist von einer Zukunft, die hält und trägt? Ich meine dabei nicht das Ferne, dem so viele Suchende in ihrer Bedürftigkeit nachlaufen, und die dabei den verrücktesten Gurus auf den Leim gehen. Ich denke an die nahe-gekommene, beseelte Hoffnung eines inneren Reichtums, der etwas von Gnade, Güte, Liebe und Freundlichkeit weiss. Es geht mir um die spürbare Kraft einer inneren Wirklichkeit, die zu dem, was erzieherisch sein soll, ermutigt. Denn zuletzt geht es nicht allein um Fertigkeiten im Sinne erlernter Lebenstechniken, sondern um das, was sich ein Mensch zur Erfüllung seines Daseins zumutet.

Deshalb geht es mir neben allen gescheiten Bemühungen, die eine rechte Beobachtungsstation auszeichnen, um drei Eigenschaften: Liebe, Vertrauen, Offenheit. Im Umgang mit solchen Erfahrungen entstehen immer wieder konkrete, ja unerwartete Schritte in die Bewährung und Bewahrung des Lebens.

Die *Liebe* des Erziehers geht auf das Kind oder den Jugendlichen zu. Von einem fähigen Mitarbeiter erwarte ich, dass er von seinem Einfühlungsvermögen her an die ihm anvertrauten Menschen herankommt, ohne sich von den liebensunwürdigen und holperigen Seiten des gekränkten Lebens irritieren zu lassen. In Betroffenheit soll er erfassen, wer das Kind oder die zu betreuende Person ist. Leuchtet erst der Sinn oder der ganze Unsinn einer menschlichen Existenz auf, so kommen wir an die inneren Geheimnisse heran, denen besonders eine Jugendliche in Pubertät und Adoleszanz nachgeht. Dabei kommt uns entgegen, dass wir die verletzte Wirklichkeit mit dem Kopf meist besser verstehen als der betroffene Mensch, der vieles nicht wahrhaben darf. Doch in der Auseinandersetzung damit geht nur zu Herzen, was von Herzen kommt. Deshalb ist in allem die mitschwingende Liebe so wichtig. In einem Heim für jugendliche Mädchen bringt eine solche Orientierung allerdings viel Unruhe. Es ist grotesk, was an Beziehungsneid, Eifersüchteleien, an emotionalen Machtkämpfen, Missgunst und hysterischen Zwängereien ständig passiert. Doch in den verworrenen Projektionen werden nicht nur erfahrene Enttäuschungen und Ängste des Verlustes ausgeteilt; es geht dabei gleichzeitig um neue Erlebnisse. Denn wo sich die alten Schreckenserwartungen nicht erfüllen oder wo einfach anders als gewohnt mit Konflikten umgegangen wird, da bauen sich die verfänglichen Wiederholungen etwas ab. Solche Wahrnehmungsveränderungen sind nötig, damit überhaupt eine Entwicklung in Gang kommt. Leider ist nur die Liebe, die solches bewirkt, nicht ungeteilt willkommenes Geschenk. Wer sich der Liebe öffnet, muss sein ängstliches, auf sich selbst bezogenes Ich preisgeben, und dies schafft Unruhe. Oft zeigt sich erst im Rückblick, was die Kosten des Engagementes an positiven Werten gebracht haben. Es lohnt sich, wenn man im Heim nicht alleine auf Ruhe bedacht sein muss, und wenn an der Zahl genügend, wie auch fähige Mitarbeiter da sind, um solche Prozessse durchzustehen.

Vertrauen ist eine andere Seite der Liebe. Für nichts brauchen wir in unserem Heim soviel Zeit wie für das Zustandekommen von Vertrauen und Zutrauen. Es wird bisweilen spannend, wenn jemand über Provokationen ausprobiert, wieviel es leiden mag. Erübrigt sich dieses Spiel und kommt ein verhaltenes Fragen, wie ernst wir es tatsächlich meinen, so erleben wir eine schöne Bestätigung für das prozesshafte Geschehen. Vertrauen muss entstehen, wenn eine Jugendliche Verantwortung für das eigene Leben übernehmen soll. Sie kann nur mitwirken, indem was mit ihr geht, wenn sie auch das Zutrauen hat, dass man es gut mit ihr meint. In einem Beobachtungsheim, wo schliesslich über die weitere Lebensgestaltung entschieden wird, ist die Entfaltung einer Bereitschaft, welche die positiven Kräfte bewahrt, Schlüssel zu dem, was man jemandem zumuten kann. Vertrauen ergibt sich, wo eine gewisse Berechenbarkeit entsteht, wo der andere nicht unerwartet ausflippt. Das spürbare Wachsen einer Verlässlichkeit ist die notwendige Antwort auf empfangene Liebe und erfahrenes Vertrauen. Es gibt einen not-wendenden Gehorsam. Das erwähnte Mädchen musste das Fleischmesser in die Küchenschublade zurücktragen, und es musste die dröhnende Musik abstellen, um sich nicht zunehmend selbstprovozierend in einen unkontrollierbaren Ablauf zu steigern. Als Erzieher müssen wir solchen Gehorsam fordern, auch zu Unzeiten, wenn es nicht daran ist, sich in ein längeres, verständnisvolles Gespräch einzulassen. Dabei denke ich nicht an autoritäre Auseinandersetzungen, die bei aggressiv geladenen Jugendlichen ohnehin in ein Handgemenge ausarten können. Es geht mir vielmehr um die innere Kraft, die um eine vertrauensvolle, zutrauenswürdige Verbindlichkeit ringt. Durch Liebe und Vertrauen entsteht ein Sich-Einlassen auf einen Weg, welcher der ersehnten Bewährung und Bewahrung neuen Horizont verleiht. Nebenbei entsteht ein Hoffen. Der darniederliegende Selbstwert wird angesprochen. Und wir erreichen den Willen, ohne dessen Einsatz alle Bemühungen wenig taugen. Durch Liebe und Vertrauen soll das Gemüt den Mut mobilisieren, lebenserhaltende Ordnungen mehr gelten zu lassen als das billige Nachgeben, das sich den realen Erfordernissen entzieht.

Offenheit macht Liebe und Vertrauen glaubwürdig. Ich formuliere, wozu ich Vertrauen habe und hoffe, es zeige sich darin Liebe. Ich setze Rahmenbedingungen, innerhalb denen Vertrauen gelebt werden kann, und meine, dass sich darin das notwendige Selbstwerterleben auf dem Hintergrund von Halt und Geborgenheit aufbauen kann. Es hat keinen Sinn, eine Bewahrung in ungeeigneten Bedingungen zu erwarten. Erfolg muss sich schliesslich auch ereignen können. Dabei ist sicher gelegentlich wichtiger, dass ich zu diesen Grenzen stehe, als dass ich sie immer durchsetze. Als Erzieher neige ich ohnehin dazu, schlechte Erfahrungen eher zu vermeiden. Dabei wissen wir alle, wie uns erst Konflikte entstehen müssen, ehe wir bereit sind, etwas zu ändern. Offenheit hat mit Ehrlichkeit zu tun. Und dies bin ich gerade dem jungen Menschen, der nach Sicherheit und Wahrheit sucht, schuldig. Wo ich nicht zur Wahrheit stehe, verhindere ich unter Umständen das notwendige Wachstum. Wie oft spürt eine Jugendliche, was nötig wäre, doch sie steht nicht dazu. Sie braucht jemanden, der mit ihr darüber redet. Und im Aussprechen der Erahnten erwacht ein bejahendes Verstehen. Das sind Geburtsstunden, Initialzündungen zu Veränderungen und zur Reife. Ich denke, wir sollten solche Erfahrungen bewusster suchen. Wir brauchen uns nicht alleine auf Sternstunden zu beschränken. Mir fällt auf, wie allein gelassene Jugendliche in unser Heim kommen. Hatten sie Eltern, die selber von vielfältigen Lebenszwängen überfordert waren, so ist es

verständlich. Kommen sie aus Heimen, so frage ich Sie, stellvertretend für jene, wie offen, vertrauens- und liebevoll Sie mit den Ihnen anvertrauten Menschen reden. Der stete Personalwechsel hindert das Gespräch. Mir begegnen eigentlich nur wenige Heimkinder, die mit einer bestimmten Person eine kontinuierliche Begegnung hatten, und die diese in ihr Herz geschlossen haben. Sie erzählen von ihnen als Menschen wie Väter und Mütter.

Jugendliche – und nicht nur sie – lassen sich nichts sagen, weil sie sich der Liebe, des Vertrauens und der Offenheit nicht gewiss sind. Was zu bewahren ist, und was der Bewährung dient, kommt nicht an sie heran, weil es an Perönlichkeiten mangelt, die gesunde Autoritäten sind. Wir müssen das gebrochene Verhältnis zu unseren Vätern wieder finden. Die negativen Autoritätserfahrungen um die Mitte unseres Jahrhunderts haben dieses Thema verketzert. In allen Bereichen wird uns ein Mangel bewusst, dass wir Menschen brauchten, welche Verantwortung übernehmen. Wir haben uns zu sehr daran gewohnt, dass man sich hinter Anonymität, hinter Pluralismus und Toleranz, hinter kollektiver Führung und vermeintlicher Wissenschaftlichkeit verstecken kann. Im Heim arbeiten wir nach Teambeschlüssen, nach Massgabe vieler Diskussionen, wertneutral und sicher indoktrinär. Ich plädiere nicht für das Gegenteil. Doch ein wenig mehr spürbare Substanz, etwas mehr Verankerung nach unten in eine emotionale Präsenz und nach oben, in eine geistige Orientierung, brauchten wir schon , wenn es darum geht, die Probleme unserer Zeit zu lösen. Mit der fortschreitenden Spezialisierung werden wir irgendwie zunehmend beschränkt. Wir konzentrieren uns auf das Hier und Jetzt. Die Geschichte, Traditionen und Konventionen bedeuten uns wenig, und die Zukunft hat ihren Glanz gegen ein düsteres Wetterleuchten eingetauscht. Wir leben für den Moment, dabei sollten wir als Erzieher auf das Leben hin vorbereiten. Wieviele unserer Kinder funktionieren nur solange, als sie in den Rahmenbedingungen und unter dem Regime ihres Heimes leben? Fragezeichen! Kommen sie eben nur zum Funktionieren, weil sie mehr auf ihr Verhalten und weniger auf ihre Person hin angesprochen sind? Fragezeichen! Kommen die interessanterweise häufig bünzlig denkenden Jugendlichen mit der Ethik ihrer progressiven Erzieher zurecht? Fragezeichen! Ist das gestresste Problemelösen nicht zu einer armen Ersatzhandlung geworden, weil uns die Sinnfragen verloren gegangen sind? «Bewährung – Bewahrung» woher, womit, wozu? Sind wir nicht imstande, neue Antworten zu finden, so sind wir vielleicht drauf und dran, beides abzuschaffen. Der vater-losen Zeit folgt die bewährungslose und der mutterlosen die bewahrungslose.

Lassen sie mich deshalb zusammenfassend noch einmal sagen: wir brauchen Persönlichkeiten. Als Personen sind wir geboren. Aber Menschen zu werden, welche die Geschicke des Lebens und der Zeit in ihre Verantwortung nehmen, das ist unser Ziel. Als Personen tragen wir viele Masken nach individuellen Bedürfnissen und nach eigenem Bedarf. Persönlichkeiten beschränken sich in dieser Befangenheit und öffnen sich gegenüber umfassenderen Sinnzusammenhängen. Sie verankern sich in Werte, die unsere menschliche Wirklichkeit umspannen, und binden sich an eine Hoffnung, die sie zur Verantwortung befreit. Wir brauchen solche Menschen, die mit der Gabe der Liebe, des Vertrauens und der Offenheit den Zugang zu jenen finden, die das Fürchten, die Angst und die Resignation eher gelernt haben als die freudige Erwartung eines erfüllten Sehnens. Doch kommen wir nicht von diesem Sinn für das Heile, das Ganze, das Getroste her, wie wollen wir dann letzten Endes von Bewährung und Bewahrung reden? Ohne eine ethische Forderung, ohne verheissene Hoffnung und Liebe, gibt es keine Forderung zur Bewährung und kaum einen Sinn, der zu bewahren sich lohnte.

Stecken nicht zwei Seiten in unserem Thema: «Bewährungs – Bewahrung» als das, was wir nach unserer mitmenschlichen Schuldigkeit gegenseitig und miteinander zu tun aufgetragen sind. Und «Bewährung – Bewahrung» als das, was wir empfangen nach dem bekannten Bonhoeffer-Wort «Von guten Mächten wunderbar umgeben . . .». Das erste spricht mich als Erzieher an! Das zweite macht mich dazu!

Fritz Müller, Basel:

Der Helfer kann nicht immer zum vollen Erfolg kommen

Das Tagungsprogramm vermittelte in vier Hauptreferaten Orientierungshilfen, fachlich kompetente Darlegungen zum Thema «Bewährung – Bewahrung in dieser Zeit» in seiner ganzen Komplexität. In meinem Kurzbericht verzichte ich daher bewusst auf theoretische Erörterungen, Analysen und Definitionen. Auftragsgemäss will ich Ihnen ganz einfach – als vor kurzem Pensionierter – von meinen praktischen Erfahrungen aus dem beruflichen Alltag berichten und daraus wenige Schlussfolgerungen ziehen, die aber weder umfassend noch allgemein gültig sein können.

Nun zuerst zum Erfahrungshintergrund für meine Ausführungen:

Meine berufliche Praxis war recht vielfältig: Zunächst war ich während zehn Jahren Fürsorger (wie man damals noch sagte) beim Jugendamt Basel-Stadt und befasste mich gleichsam «an der Front» mit der Beratung und Betreuung von Familien oder Alleinerziehenden mit verhaltensauffälligen Kindern oder dissozialen Jugendlichen, während vier Jahren als stellvertretender Leiter des Jugendamtes. 1962 wurde ich vom Regierungsrat zum Vorsteher der Vormundschaftsbehörde Basel-Stadt gewählt. Nunmehr oblag mir – neben der fachlichen Arbeit – die oberste Führungsverantwortung für 115 Mitarbeiter(innen), darunter 14 Juristen und Amtsvormünder, über 40 Sozialarbeiter(innen), verschiedene Spezialisten für das Finanzwesen und dann die ganze behördliche Administration. Auf über 4000 laufend betreute Klienten aller Altersstufen kamen pro Jahr etwa 1000 Neueingänge und meist ungefähr gleichviele Aufhebungen. Dazu gehörten 2000 Mündelkonti, die Verwahrung eines Wertschriftenbestandes von zirka 80